

Ludwig und Annemarie : eine Erzählung aus dem Ries [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Mehr, Melchior**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **16 (1912-1913)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Altjabsnacht.

Das letzte liebe Fest im Jahr
Will ich in meinem Heim begehen.
Kein Bild so rein, kein Licht so klar,
Als Augen, die mich ganz verstehen.

Auch mir ging oft in Lärm und Lust
Vorbei die ahnungsreiche Stunde, —
Ich hab' es heimlich doch gewußt,
Das Gold liegt tiefer auf dem Grunde.

Ein leises Wort, ein Druck der Hand
Kann ein Geschenk von Gott bedeuten,
Wir blicken in ein stilles Land
Und hören seine Glocken läuten.

Das Jahr hat uns nicht reich gemacht,
Das neue weiß von Sorg' und Mühlen, —
Ich seh' in kalter Winternacht
Vor meinem Haus die Rosen blühen.

Alfred Huggenberger, Gerlikon.

Ludwig und Annemarie.

Eine Erzählung aus dem Ries von Melchior Meier.

(Fortsetzung.)

Theodor, der die heiter fragende Miene des Großvaters nicht aushalten konnte, sah zu Boden. „Ich habe gemeint,“ sagte er dann, „du würdest einmal mit ihm reden, wie sich's gehört, würdest ihm klar machen, daß die geistigen Vorzüge viel höher stehen als die weltlichen, würdest ihn überzeugen und ihn zwingen durch einen Zuspruch.“ „Der alte Angerbauer,“ ist ein sprödes und zähes Metall; das bißchen Feuer, das ich noch besitze, würde ihn nicht zum Schmelzen bringen. Du siehst ja, ich bin alt und teilnahmslos geworden und kann mich einer so schönen Glut, wie du sie hast, nicht mehr rühmen. Wie wär's“ — fuhr er mit einem Ernst fort, der seine Laune beinahe verborgen hätte — „wenn du der Sache dich annähmst? Du willst ein Pfarrer werden und wirst als solcher gewiß gar vieles geschickter anfangen und besser hinausführen als ich. Wenn du beim Angerbauer dein erstes Probestück machtest? Wenn du hingingest und ihm und der Bäuerin eine Rede hieltest über das Verhältnis der ewigen und zeitlichen Güter und ihn durch begeisterte Worte dermaßen ins Feuer brächtest, daß er den Ludwig zurückriefe und ihm sein Liebchen zur Frau gäbe? — Wie?“

Theodor wurde rot und schwieg. Er hatte den Rieser Bauer vom Schlage des in Rede stehenden doch schon zu gut kennen gelernt, um nicht ihm gegenüber seine Unzulänglichkeit zu empfinden und sich zu sagen, daß ein solcher Versuch schmähtlich scheitern würde. Noch deutlicher er-

kannte er freilich, wie sein Großvater mit ihm spielte. — Der Pfarrer sah ihn freundlich an, stand auf, zog ihn zu sich und schloß ihn mit zärtlicher Liebe in seine Arme. „Du bist ein Kind,“ sagte er, „aber ein gutes Kind, und mit Gottes Hülfe wirst du auch ein guter Mann werden. Gib dich zufrieden. Wenn es deinem alten Großvater möglich wird, sollst du deine Wünsche noch erfüllt sehen.“

Der Angerbauer hatte, bald nachdem er in sein Haus zurückgekehrt war, die Bäuerin ins Kanzley gerufen und ihr von seiner Unterredung mit dem geistlichen Herrn erzählt. Die Nachricht über den Entschluß des Mädchens wirkte auf sie wie auf ihn. Sie sah ein wenig beschämt aus und sagte: „So hätten wir dem Mädchen also doch unrecht getan! Ich muß dir jetzt nur sagen: so ganz von Herzen hab' ich nie dran glauben können. Es ist mir immer wieder gewesen, als ob sie am Ende doch nicht so schlimm wäre.“ — Das Muttergefühl wußte nun auch auf das umgekehrte Verhältnis eine Entschuldigung für Ludwig zu gründen. „Wenn die Annemarie,“ bemerkte sie nach einigem Bedenken, „so gesinnt ist, dann begreif' ich freilich, warum der Ludwig so viel auf sie hält, daß er nicht mehr von ihr lassen will. Was meint denn der Pfarrer, daß wir tun sollen?“

Der Angerbauer, dem diese Rede bedenklich mild vorkam, erwiderte streng: „Der Pfarrer ist ganz einverstanden mit mir. Gehen lassen sollen wir ihn, bis er von selber kommt, und nachgeben sollen wir ihm in keiner Art. Ich hab' den Herrn immer für geschickt gehalten; aber das muß ich sagen, daß er in der Sach' ganz meiner Meinung ist, hat mich besonders gefreut.“ — Die Bäuerin, an den Absagebrief des Mädchens und seine Wirkung auf Ludwig denkend, sagte: „Wir wollen das Beste hoffen.“ — Dann setzte sie hinzu: „Die Annemarie dauert mich eigentlich. Wenn man nur einen passenden Mann für das Mädchen wüßte! Ich kann mir's aber schon denken, nach dem Ludwig wird ihr keiner gefallen.“ — „Bah“, erwiderte der Angerbauer, „bild' dir nicht so viel auf deinen verrückten Buben ein. Es gibt noch Mannsbilder in der Welt, die so ein Mädchen trösten können!“ — Nach diesen Worten verließ er die Stube.

Bald war die ganze Freundschaft in Kenntniß gesetzt und alle sangen das Lob des Mädchens, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie's ganz ernstlich meine und jeden Anspruch auf Ludwig aufgebe.

In der Freundschaft war jedoch eine Person oder vielmehr ein Persönchen, das für die Familieninteressen wenig Sinn hatte, desto mehr für das Glück des Liebespaares. Dies war „Johannesle“, das älteste Kind der Schmalzbäuerin. Dem Ludwig gewogen von seinem ersten Denken an, weil er sich am schönsten mit ihm abzugeben wußte, hielt er auch besonders viel auf Annemarie. Bald nach ihrer Ankunft im Dorf hatte

sich diese nämlich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn zum Lohn für seine hübschen Antworten so schön gestreichelt, daß er's ihr nicht vergessen konnte. Als das Verhältnis zwischen den beiden sich entspann, erhorchte und erfragte er soviel, daß er darüber so ziemlich unterrichtet war, und ärgerte sich dann in der letzten Zeit nicht wenig, daß man zwei so



Das Jauch'sche Haus in Aatorf (Uri). 1799 Quartier General Suworoffs.

nette Leute nicht zusammenlassen wollte. Zu wiederholten malen versicherte er seiner Mutter, die zwei müßten sich kriegen, und endlich trug er ihr auf, sie solle mit dem Großvater reden. Die Mutter antwortete, er möge es doch selber tun. Und Johannesle faßte sich ein Herz, trug dem Großvater die Bitte vor und schloß damit: es ginge nicht anders, die zwei müßten sich heiraten. Der Alte sah ihn verwundert an und fragte, wer ihm diese Dummheit in den Kopf gesetzt habe. Johannesle versetzte ernsthaft: „Ich selber, Aehle“, und wiederholte sein Gesuch. Der Angerbauer,

um solche Gedanken im Keim zu ersticken, machte ein böses Gesicht und sagte mit erzürntem Ton: „Du bist ein naseweiser Bursch! Diese Dinge gehen dich gar nichts an, und wenn ich dir gut zum Rat bin, so laß' mich so was nicht wieder hören!“ Eine gewisse Bewegung des Arms ergänzte den Sinn dieser Antwort. Der Knabe, den Großvater angaffend, ging einige Schritte rückwärts, murmelte dann aber, ein zweiter Galilei: „Sie kriegen sich doch!“ — Von da an machte er verschiedene kindische Pläne, wie er den beiden helfen wollte. Auf dem Dorfe nämlich, wo man gar vieles offen verhandelt und auf etwa anwesende Kinder nicht immer Rücksicht nimmt, bekommen diese früh von menschlichen Verhältnissen eine Art von Begriff. Als Johannesle von seinem Oberknecht hörte, die Annemarie habe sich anders besonnen und dem Ludwig geschrieben, er könne eine andere nehmen, erwiderte er bestimmt: „Ich glaub's nicht!“ Und als der Oberknecht bei seiner Behauptung blieb, wurde der kleine Mann ganz hitzig und rief: „Es ist nicht wahr!“

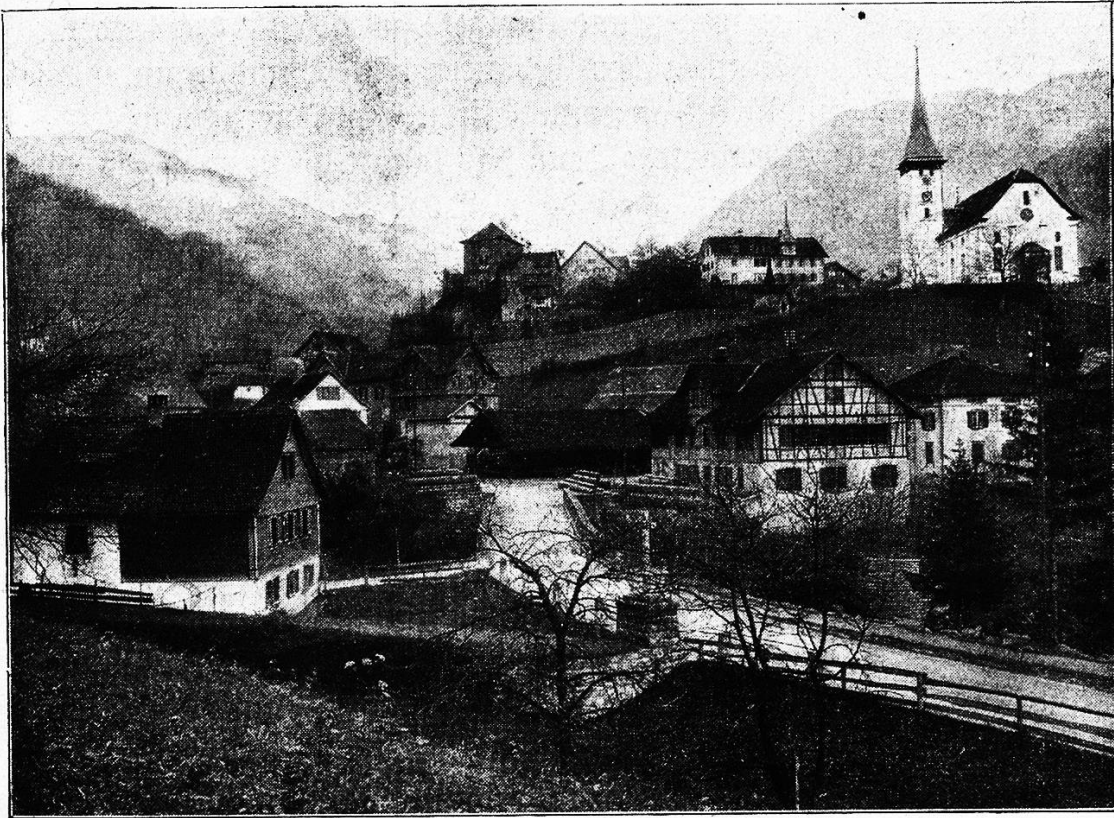
Nachdem der Entschluß des guten Mädchens so in den Häusern der Freundschaft besprochen war, kam er bald im ganzen Dorfe herum. Der alte Bäcker, der ihn auch erst auf diesem Wege erfuhr, nahm sein Bündel bei der Hand, sah sie mit gerührtem Blicke an und sagte: „Du hast brav gehandelt, Annemarie! Laß' dich's nicht reuen und bleib' dabei. Man muß den eingebildeten Leuten zeigen, daß man auch seinen Stolz hat.“

Als Annemarie das Lob erhielt, das wir ihr gleicherweise von der Familie des Angerbauers und ihrem Vormund haben spenden sehen, hatte sie es noch nicht ganz verdient: der Brief an Ludwig war nicht geschrieben.

Jetzt setzte sie sich hin und schrieb:

„Herzgeliebter Ludwig! Ich hätt' nicht gedacht, daß ich dir einen Brief schreiben würde, wie ich jetzt tun muß. Aber so geht es in dieser Welt. Man nimmt sich die besten Dinge vor, dann kommt etwas dazwischen und nötigt uns, anders zu handeln, als wir gedacht haben. Seitdem ich an dich geschrieben hab', ist hier etwas geschehen — so lang ich lebe, hat mir nichts so weh getan und mich so gekränkt wie das. Ich will dir's kurzweg sagen. Dein Vater und deine Mutter, wie sie gesehen haben, daß du wirklich nicht mehr kommst, haben ihren Born und ihren Verdruß an mir ausgelassen; sie haben herumgesagt, ich sei darauf ausgegangen, dich zu verführen, weil ich gern die Söhnerin eines reichen Bauern geworden wäre; ich hätte dich listig gelockt, und ihr gutmütiger Ludwig hätte sich fangen lassen. Ich sei überhaupt eine rechte Duckmäuserin und eine gefährliche Person, vor der man sich hüten müsse.

Neben diesen Lügen über mich hab ich auch noch hören müssen, daß deine Leute ganz unglücklich sind über diese Geschichte, die ich ihnen angerichtet haben sollte, daß Trauer und Kummer in deinem Hause sei. Das



Bürglen (Uri) am Eingang ins Schächental. Heimat von Wilhelm Tell.

ist die Wahrheit, Ludwig! Ja, ja, unglücklich sind sie gewesen! Es ist aber auch gar zu arg! Eine Schwiegertochter zu bekommen wie ich bin, ist das nicht eine Schande und ein Elend, wie es kein zweites mehr gibt? Lieber eine Kröte ins Haus oder eine giftige Schlange! — Als ich das alles gehört hab' — denn es ist mir alles zugebracht worden — was sollt' ich tun? Im Zorn und in der Betrübnis meines Herzens hab' ich dies und jenes gedacht und bin ganz verzweifelt herumgelaufen. Denn die Sach' ist so gewesen, daß ich nicht hab' ruhig sein können, weil ich 'ein gutes Gewissen hab'; nein, meine Ehr' hat's nicht gelitten, ich hab' etwas tun müssen. Endlich bin ich mit mir einig geworden. Ich bin zum Herrn Pfarrer gegangen, zu dem ich das rechte Vertrauen hab', und dem hab' ich gesagt: weil die Sachen so stehen, so soll's nun sein, als ob du mir das Versprechen, der Meinige zu sein, gar nicht gegeben hättest; du sollst ganz frei sein und nochmal überlegen, was du tun willst, die arme Annemarie oder die reiche Eva oder eine andere Bauerntochter heiraten, und was du tust, soll mir recht sein.

Sieh, Ludwig, du hast mich recht lieb gehabt und hast für mich getan, was wenige tun würden. Und ich hab' mich inniglich gefreut darüber und dir im Herzen tausendmal dafür gedankt. Aber wenn's dir nun doch zu hart ginge in deinem Dienst, wenn du's auf die Länge nicht aushalten könntest und wenn dir der Gedanke käme: es wäre doch besser, wenn du

mit deinem Vater dich vertragen und ihm gefolgt hättest — um Gottes willen, Ludwig! wenn du einen solchen Gedanken hättest, und wenn er wieder käme — schreib' augenblicklich an deine Eltern, sag' ihnen, du wolltest mich lassen und eine andere heiraten! Denn das kannst du tun, ich geb' dir das volle Recht dazu. Deswegen, weil du mir das Versprechen gegeben hast, sollst du es nicht halten: ich verlang' von dir, daß du dich daran nicht kehren und handeln sollst, wie du es jetzt für gut findest.

Bedenk', wie deine Eltern gegen mich sind! Denn das muß ich dir noch sagen, seitdem dein Vater vom Herrn Pfarrer erfahren hat, was ich zu ihm gesagt hab', glauben sie bei dir, es werde nun bald aus sein zwischen uns, und sind vergnügt darüber, man kann gar nicht sagen wie! Bedenk' das, Ludwig! Deine Eltern wollen mich nicht und verachten mich; mit ihrem guten Willen kommen wir nie zusammen, du kannst nie zu gleicher Zeit mit mir glücklich sein und mit ihnen. Du wirst mit mir auch keinen Hausstand bekommen, wie du ihn gewohnt bist, und vieles nicht haben, was du vielleicht nicht wohl entraten kannst. Bedenk' das alles! — Für mich brauchst du nicht sorgen. Ich hab' so viel, als ich bedarf, und kann arbeiten und mit Gottes Hülfe werde ich auch dazu gesund bleiben. Und wenn ich kein Glück mehr habe, so kann ich doch sagen, daß ich glücklich gewesen bin, wenn auch auf kurze Zeit, so glücklich, daß es mir immer die größte Seligkeit sein wird, nur daran zu denken. Ich hab' schon dem Herrn Pfarrer gesagt, ich wolle dann fortgehen ins Württembergische, so daß ich euch gar nicht mehr im Wege bin. Und wenn mir dann die Regine zu wissen tut, daß es dir gut geht, das soll meine Freude sein.

Leb wohl! Ich hab' mein Versprechen gehalten und getan, was ich nicht lassen konnte. Überleg nun alles, herzlieber Ludwig! Denk' nicht schlimm von mir und glaub' nicht, daß ich anders gegen dich gesinnt bin als sonst! Ich hab' nur nicht anders gekonnt und ergebe mich jetzt in alles, was geschehen mag. Schreib' mir ganz ohne Bedenken, was du tun willst, oder laß' es mich auf andere Art wissen, wenn's dir lieber ist."

Als sie diesen Brief geendet hatte, las sie ihn durch und empfand eine starke Versuchung, ihn wieder zu zerreißen. Es kam ihr vor, als ob zu viel Ärger darin wäre und zu wenig Liebe. Ihr Geliebter war ja ordentlich angetrieben, sie zu lassen; sie fürchtete, er könnte am Ende doch auf den Gedanken geraten, sie wolle ihn aufgeben. Sie las wieder und stand im Zweifel da, was sie tun sollte. In diesem Augenblick öffnete Regine die Thür und brachte einen kleinen Brief: es war die Einladung nach Nördlingen. Da Ludwig alles, was er auf dem Herzen hatte, sich für die Zusammenkunft vorbehielt, so bestand die Einladung nur aus wenigen einfachen Worten. Annemarie fühlte, daß sie ein Ende machen müsse. Sie schrieb unter ihren Brief: „Wie ich so weit gekommen bin, bringt man mir deine

Einladung auf den Sonntag. Du siehst, daß ich jetzt nicht kommen kann. Lies erst meinen Brief und gib mir Antwort. Leb wohl, leb wohl!“ Sie machte das Papier rasch zurecht, „pitschierte“ es mit einem kleinen Geldstück und übergab es Regine, die auf den Markt nach Nördlingen ging, zur Besorgung.

Drei Tage vergingen. Ich will nicht schildern, welche Gedanken das gute Kind sich machte, welche Angst sie empfand und wie sie sich selber wie-



Die Tellkapelle in Bürglen. An der Stelle, wo Tells Haus gestanden hat, ist jetzt das Gasthaus Tell und dahinter wurde 1582 eine an seine Taten erinnernde Kapelle gebaut.

der tröstete und an die Stelle der Bangigkeit die Zuversicht redlicher Liebe trat. Am Morgen des vierten Tages erhielt sie die Antwort von Ludwig, die er Sonntags geschrieben und die hier folgt:

„Meine liebste Annemarie! Du hast mir einen Brief geschickt, über den ich mich recht gewundert hab'. Ich will dir aber keine Vorwürfe ma-

chen; ich hab' mich nach und nach doch hineingedacht, wie's dir zu Mut ist, ich hab' dich bedauert und schäme mich, daß meine Eltern so gegen dich gehandelt haben. Ja, du hast recht! So sind die reichen Leute, wenn sie auch sonst so gut und so brav sind wie mein Vater und meine Mutter! Ich begreif', wie dich diese Lügen fränken und erzürnen müssen. Ich begreif', was du getan hast. Aber nun sag' mir: hast du wirklich geglaubt, daß ich tun könnte, was du mir vorschlägst? Ich hoff's nicht; ich hoff', daß du mich besser kennst. Wie! nach allem, was zwischen uns vorgegangen ist, soll ich dich lassen? Und wenn ich wüßte, daß ich mich unglücklich machen würde für mein ganzes Leben, ich tät's nicht! Und wenn ich's vorher hätte tun können und eine andere nehmen, jetzt könnt ich's schon gar nicht mehr. Wie viel meinst du denn, daß es Mädchen gibt, die so handeln, wie du gehandelt hast? Und glaubst du, daß ich kein Herz habe und keinen Verstand, das einzusehen? Ich weiß wohl, was ein Sohn seinen Eltern schuldig ist. Aber wenn ich, um mit meinem Vater wieder gut zu werden, ein Mädchen verlassen könnte, wie du bist, so verdient' ich, daß man mich rädern täte und meine Glieder auf's Rad flechten! Red' mir also nicht mehr von dieser Sache! Wenn dich dein Gewissen und dein Stolz getrieben haben, zum Pfarrer zu gehen und ihm ein solches Anerbieten zu machen, so begreif' ich das jetzt und schätz dich um so höher. Aber das will ich nicht glauben, daß du mich wirklich für fähig gehalten hast, ein solches Anerbieten anzunehmen. Ich hab' auch ein Gewissen und einen Stolz, und die sagen mir, daß ich dir treu bleiben soll gegen alle Welt. Ich hab' kein böses Gewissen, daß ich mein väterliches Haus verlassen hab', sondern ein gutes, denn ich hab' nicht darin bleiben und dir treu sein können. Und wenn ich wüßte, daß ich heute sterben und vor Gott treten müßte, ich wär' ruhig.

„Ich seh' nun wohl, daß wir für die nächste Zeit nicht zusammenkommen werden, denn du hast deine Gedanken und bleibst dabei. Aber ich vertrau', wir haben nicht nötig uns zu sehen, um uns grad' so lieb zu haben. Ich hab' dich alleweil vor Augen; wohin ich geh', da gehst du mit mir. Wenn ich bei der harten Arbeit müde bin und ich denk' an dich, ist es gerade, als hätt' ich einen frischen Trunk getan. Es ist freilich wahr, daß ich schwere Arbeit tun muß und mancherlei Verdrießlichkeiten hab'; aber wenn's mir hier nicht mehr gefällt, so kann ein Mensch, der gesund ist und sein Geschäft versteht, sich überall fortbringen. Überall, wo ich bin, werd' ich gegen dich der Gleiche sein, und endlich, das weiß ich ganz bestimmt, werden wir zusammenkommen und glücklich sein. Adies, herzgeliebte Annemarie! Bleibe gesund und vertrau' auf Gott wie dein Ludwig!“

Als Annemarie in ihrer Kammer, wohin sie sich zitternd und bebend geflüchtet, diesen Brief las und zu den ersten Versicherungen der Treue kam, rief sie mit freudestrahlendem Gesicht: „Ich hab's ja gewußt!“ Beim

Weiterlesen wurde der Glanz ihrer Blicke getrübt durch wonnige Tränen, die ihr bei den Ausdrücken herzinniger Liebe in die Augen traten, bis endlich die Flamme der Freude auch durch sie hindurchdrang und ihr ganzes Wesen verklärte. Regine, von Teilnahme getrieben, erschien an der Schwelle der Kammer. Das übergläckliche Kind eilte auf sie zu, fiel ihr um den Hals und rief mit holdseliger Gewißheit: „Nun gehört er mein, und kein Mensch in der Welt wird mir ihn nehmen!“ Regine hatte das größte Verlangen, den Brief auch zu sehen; die Freundinnen setzten sich zusammen, Wange an Wange laßen sie und Regine sagte zuletzt: „Gewiß, liebes Mädchen, der gehört dir; den bringt sein Vater nicht mehr herum! Aber nun wirst du auch wissen, was du zu tun hast.“ — „Ja,“ rief Annemarie, „das weiß ich! Jetzt sind wir stärker als Vater und Mutter und die ganze Freundschaft! Mögen sie sagen und tun, was sie wollen — nichts verdrießt mich mehr, ich verzeih' ihnen alles im voraus!“ Regine sagte: „Nun wird's auch gut gehen.“ — „Und wenn's nicht gut ginge,“ erwiderte Annemarie, „so wären wir doch glücklich. Jetzt darf's gar nicht schnell kommen, sonst wär's zu viel!“

Als sie noch manches so gesprochen, gingen sie die Stiege hinunter. Im Tennen, das heißt in der Hausflur, sahen sie einen Buben zur Tür hereinkommen, der sich vorsichtig umsah. Es war der kleine Gönner des Liebespaars, Johannesle. Annemarie, die schon gehört hatte, wie sie bei dem Bürschchen in Gnaden stand, flog auf ihn zu, gab ihm die Hand und fragte, was er wünsche, ob sie vielleicht mit einer guten Birn' aufwarten könne. Johannesle schüttelte ernsthaft den Kopf und betrachtete sie mit prüfendem Blick, so daß die Mädchen sich lächelnd ansahen, und Annemarie fragte, was denn sonst sein Begehr sei? Darauf sagte er endlich: „Ich hab' gehört, du willst den Ludwig lassen und einen andern heiraten. Ist das wahr?“ — „Nein,“ rief das Mädchen unbedacht, „das ist nicht wahr! Entweder den Ludwig oder keinen!“ Der Kleine war sichtlich erfreut. „Ich hab's ja gesagt,“ erwiderte er selbstzufrieden und wandte sich zum Abgehen, voll Begierde, seinen „Stangenreiter“ (Oberknecht) zu beschämen. Annemarie rief: „Bleib doch, lieb's Büble, und komm mit in den Garten!“ Aber Johannesle rief: „Ich muß fort“, und eilte davon. Regine sagte mißbilligend: „Da hast du's! Der wird's unter die Leute bringen!“ — „Es soll auch unter die Leute,“ erwiderte Annemarie. „Das kann und darf nicht verschwiegen bleiben. Heute noch geh' ich zum Herrn Pfarrer und sag' ihm alles.“

Der Geistliche las den Brief, den das Mädchen ihm übergab, mit ernster Aufmerksamkeit und mit einer innerlichen Freude, die beinahe durchbrochen wäre und seine Parteinahme verraten hätte. „Es ist gut!“ rief es in ihm. Wie Annemarie sah, daß er mit dem Lesen fertig war,

sagte sie: „Herr Pfarrer, Sie sehen, ich hab' mein Versprechen gehalten. Nun hab' ich in der Sache nur noch eine Pflicht, und der will ich nachhandeln, ohne an etwas anderes zu denken.“ — „Die Pflicht,“ versetzte der Pfarrer, indem er sie lächelnd ansah, „in Geduld zu erwarten, was da kommen soll.“

Der alte Herr achtete es unter den gegenwärtigen Umständen für geraten, den Angerbauer in seinem Hause aufzusuchen und ihm von dem Stand der Dinge Meldung zu tun. Als der Bauer den Kern der Neuigkeit und ein paar Ausdrücke aus Ludwigs Brief vernommen hatte, rief er aus: „O Unsinn! o Tollheit! o verkehrte Welt! Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pfarrer, aber womit hab' ich's verschuldet, daß ich mit so einem Menschen gestraft bin? Wenn ich nur im Grab läge, dann könnten sie tun, was sie wollten!“ Die Bäuerin ließ sich ähnlich vernehmen, aber in gedämpftern Tönen. Ihr Schlußwort lautete: „Wer hätte das dem Menschen zugetraut! Man soll doch niemals sagen, daß man sich in einem auskennt, sogar bei seinem eigenen Kind nicht!“ Der Pfarrer versetzte: „Es tut mir leid, daß euch meine Nachricht betrübt; aber da das Mädchen zu mir das Vertrauen hatte und mir den Brief zu lesen gab, so hab' ich's für meine Schuldigkeit gehalten, euch davon zu unterrichten, obwohl ich mich sonst in Familienangelegenheiten nicht gern mische.“ Der Angerbauer sagte mit Würde: „Ich dank' Ihnen dafür, Herr Pfarrer. Wir müssen's hoch aufnehmen, daß Sie sich selber herbemüht haben.“ Nach einer Weile sagte die Mutter: „Was soll nun aber aus dem Ludwig werden, wenn er so gesinnt ist?“ — „Was er selber will,“ entgegnete der Vater barsch. Die Mutter seufzte und sagte: „Aber —“ — „Nichts aber!“ rief der Bauer dazwischen. „Willst du etwa haben, daß wir uns durch seinen Troß einschüchtern lassen und nach ihm schicken sollen? Da, frag den Herrn Pfarrer! — Haben Sie,“ fuhr er zu diesem gewandt fort, „nicht neulich zu mir gesagt, wir sollen nicht nachgeben, er müsse zu uns kommen?“ — „Ja,“ antwortete der Pfarrer, „und das ist noch jetzt meine Meinung.“ Der Bauer sah sein Weib triumphierend an und sagte: „Siehst du?“

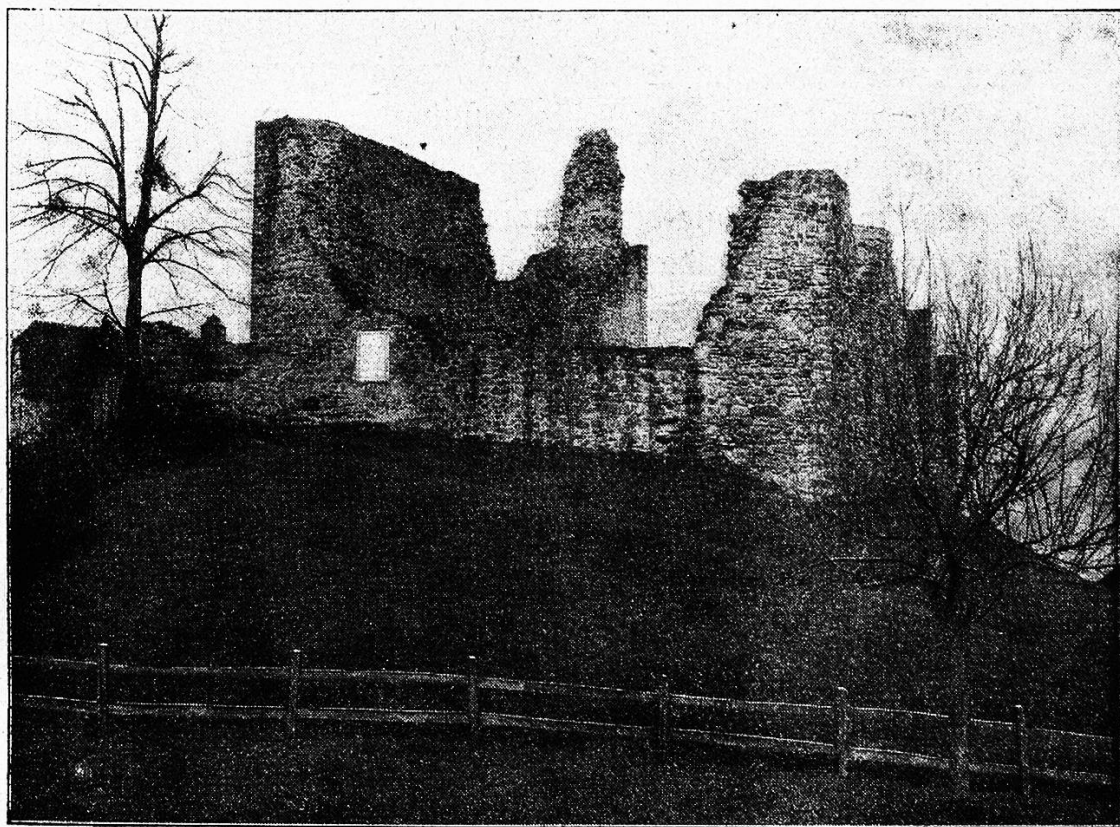
Nach einigen Worten des Trostes empfahl sich der Geistliche; die Eheleute begleiteten ihn bis zum Hoftor, von wo der Bauer düster, die Frau kopfschüttelnd zurückkehrte.

Seit dem Tage, wo Ludwig das väterliche Haus verließ, war der Angerbauer nicht nach Nördlingen gekommen. Er fürchtete zuerst überhaupt Bekannte aus der Stadt oder aus andern Dörfern zu treffen, deren Fragen er nicht so leicht mit einer Grobheit beantworten konnte. Später scheute er hauptsächlich ein Zusammentreffen mit dem Schmiedbauer, dessen Charakter und Manieren er kannte. Zuletzt konnte er doch eine Fahrt zur Schranne nicht länger vermeiden: er hatte noch altes Korn, der Preis war

gut und nach seiner Ansicht keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sich so lange halten werde.

Es hatten sich württembergische Händler eingefunden, die bedeutende Einkäufe machten. Der Angerbauer wurde an einen derselben seinen ganzen Wagen Korn los. Die Bekannten, die er getroffen, hatten ihn im Drang der Geschäfte nur flüchtig begrüßt und an seine Familienangelegenheit nicht gedacht, wenigstens nicht davon gesprochen. Den Schmiedbauer hatte er gar nicht gesehen. Als das Korn abgemessen war, hieß er den Oberknecht mit dem Wagen zu einem Wirtshause am Tor fahren, wo die Angerbäuerin aussitzen würde. Diese hatte sich bei dem guten Wetter zu Fuß nach der Stadt begeben, um Einkäufe zu machen, wollte aber für den Nachhauseweg den Wagen benutzen. Der Bauer wollte den Nachmittag in der Stadt verbringen, um nach Bequemlichkeit heimzuwandern. Wie er, unter einem Seitentor der Schranne stehend, den Knecht wegfahren sah, hörte er von der andern Seite her plötzlich den hellen Ruf: „Guten Tag, Wetter Angerbauer!“ Er sah sich um und erkannte den Schmiedbauer, der ihm begierig zunickte. Augenblicklich ein „danke schön“ brummend, ging er rasch auf die Straße und verschwand im Gewühl der Menschen und Wagen.

Anfangs war seine Absicht gewesen, zum „Fadenherrn“ in der Nähe



Die Ruine Attinghausen in dem gleichnamigen Dörfchen. Freiherr Werner von Attinghausen starb im Jahre 1320 in Attinghausen.

der Schranne zu gehen, wo er gutes Essen und Bier zu finden gewohnt war. Nun aber hütete er sich wohl, in einem Hause einzufehren, wo er sicher mit dem „boshaften Kerl“, dem Schmiedbauer, zusammenkommen würde. Er vermied aus demselben Grund auch das Wirtshaus am Tor und suchte ein drittes auf, wo er sein spätes Mittagessen in Ruhe verzehren zu können hoffte. Darin täuschte er sich nicht. Er traf zwei Männer aus seinem Dorf, setzte sich zu ihnen und ließ sich Braten und Salat wohl schmecken, während der Schranntag ergiebigen Stoff zur Unterhaltung bot.

Nach langer Zeit wurde es ihm wieder fast behaglich zu Mute, wozu der um den Leib geschnallte gefüllte Geldgurt das Seine beitragen mochte. Er trank nach Durst und übergab eben die blanke zinnerne Bierkanne der behenden Wirtstochter zur zweiten Füllung, als die Tür aufging und der Schmiedbauer hereintrat.

Der Angerbauer, als er den Gefürchteten erblickte, fuhr zurück, als wenn ihn eine Schlange gebissen hätte. Der Schmiedbauer ging auf ihn zu, das Gesicht von einem Vergnügen belebt, wie es Reinecke der Fuchs empfunden haben mochte, als er den ehrlichen Lampe in seiner Höhle sah. Große, blanke Zähne weisend, die man ordentlich wässern sah, rief er seinem Opfer zu: „Guten Tag noch einmal! du bist heute schwer zu finden, Wetter Angerbauer! Schon in drei Wirtshäusern hab' ich dich umsonst gesucht!“

Der Angerbauer hatte sich wieder etwas gefaßt. Er bot ihm nicht das eben ankommende Bier zum Trinken, sondern antwortete trocken und ein wenig den Mund verziehend: „Woher kommt dir denn auf einmal das große Verlangen nach mir?“

„Da haben wir's!“ sagte der Schmiedbauer; „gleich wieder stolz!“ — Und indem er die beiden andern listig anblinzelte, fuhr er fort: „Bist du denn gar nicht neugierig, etwas von deinem Ludwig zu hören?“ Der Angerbauer, sich bezwingend, erwiderte: „Nicht im geringsten!“ — „Nun, nun,“ versetzte der andere, „stell' dich nur nicht so an, ich weiß doch, daß du gern etwas von ihm hören möchtest. Du brauchst dich auch gar nicht zu fürchten: ich kann ihn nur loben. Er macht sich ganz vortrefflich, und ich muß dir nur sagen, ich hätt's dem Sohn eines so reichen Mannes nicht zugebraut, daß er einen so geschickten Handknecht abgäbe. Er sucht wahrhaftig seinesgleichen, namentlich im Futterschneiden und Misten.“

Bei diesen Worten konnten die beiden Unbetheiligten sich nicht enthalten zu lächeln; dem Angerbauer stieg das Blut ins Gesicht. Finster entgegnete er: „Mag er machen, was er will! Er ist mein Sohn nicht mehr und geht mich so wenig an wie einen von euch!“ — „Geh“, sagte der Schmiedbauer, „sei gescheit! Unser Kind bleibt immer unser Kind.“ — „Und ich sag' dir“, versetzte der Angerbauer mit zornigem Nachdruck, „daß

ich nichts mehr von ihm wissen will, und bitt' mir's aus, daß du jetzt von ihm das Maul hältst!"

Auf diese verständliche Abweisung zuckte der Schmiedbauer die Achsel. „Mir auch recht“, sagte er. „Wenn du nichts mehr von ihm wissen willst, dann bleibt mir ein Handknecht, wie ich ihn brauche und wie man ihn heutzutage nicht mehr findet. Schaffen tut er für zwei und gehorchen, als wenn er ein geborener Knecht wäre. Wenn ich, oder mein Sohn, oder meine Tochter, oder mein Oberknecht ihm etwas sagen, läuft er wie ein Wiesel. Wenn du ihn nicht mehr willst, gut! Ich hab' den Vorteil davon.“

In dem Angerbauer kochte es gefährlich. Seinen Sohn vor den beiden Männern als gehorsamen Knecht loben zu hören, war für ihn schrecklich, und die Absicht des Schmiedbauers, ihn zu verhöhnen, machte ihn wütend. In der vollen Wirtsstube mußte er an sich halten und schwieg daher grimmig still. Der andere fand für gut zu bemerken: „Nun, ich sehe, es ist dir wirklich unlieb, etwas weiter zu hören; lassen wir's also gehen!“ Der Angerbauer nickte bedeutsam, als wollte er sagen: „Du tust sehr geschickt daran!“

Von einem der beiden Bauern wurde das Gespräch wieder auf die Schranne zurückgelenkt und blieb dabei. Auf diese Weise kam jedoch der Angerbauer um eine Nachricht, die ihm lieb gewesen wäre, denn der Schmiedbauer war bekanntlich kein bloßer Bösewicht. Er wollte heute an dem Wetter sein Mütchen fühlen und den „hoffärtigen Kameraden“ ein wenig ärgern; dann aber wollte er ihm sagen, daß der junge Bursche in seinem Hause deswegen kurz gehalten und tüchtig angespannt werde, damit er sich nach den Eltern sehne und endlich demütig heimkehre, wie sich's gebühre. Er wollte sich dem Angerbauer von seiner ernsthaften Seite zeigen, ihm Vorschläge machen, seine Wünsche hören. Allein da dieser nach seiner Ansicht gar keinen Spaß verstand, so wollte er sich auch auf den Ernst nicht einlassen. Er dachte: „Es ist der Alte! immer gleich oben aus! Gut, für heute soll er nichts weiter hören!“

Als der Angerbauer die zweite Kanne noch nicht ganz geleert hatte, zahlte er und schickte sich an zu gehen, indem er sagte, er habe noch einen Gang zu machen. Den Schmiedbauer übermannte noch einmal der Mutwille und er fragte den Abgehenden in schelmisch-gemütlichem Ton: „Soll ich also wirklich deinem Ludwig keinen schönen Gruß von dir ausrichten?“ Der Angerbauer gab ihm hierauf eine Antwort, die ihm der kindischen Bosheit der Frage allein entsprechend schien, und entfernte sich, indem er die Thür stattlich zuschlug.

Unser Mann ging geradestwegs nach Hause. Indem er mit wenig gemindertem Zorn ins Kanzley eintrat, fand er dort sein Weib in einer ähnlichen Stimmung. Ohne vorläufig darauf zu achten, erzählte er, was

ihm begegnet, und die Angerbäuerin stimmte in seine Ausrufungen über die Bosheit der Menschen treulich mit ein. Dann bekannte sie, ihr sei beinahe noch etwas Ärgeres passiert. Neugierig drängte sie der Mann, zu erzählen. Die Bäuerin hub an: „Ich bin zuerst bei der Melberzbas gewesen und hab' mich etwas länger verweilt, als ich dachte. Dann bin ich zum „Canditor“ gegangen und hab' Zucker, Kaffee und Gewürz gekauft. Wie ich aus dem Laden auf die Straße hinausgeh', wer kommt auf mich zu? Die Cv' mit ihrer alten Bas! Ich will dir's nur sagen, ich bin ein wenig verhofft gewesen und es ist mich ordentlich ein Zittern angekommen. Aber doch bin ich gleich auf sie zugegangen, hab' sie freundlich begrüßt und Guten Tag geboten. Die alte Bas hat gedankt; die Cv' hat aber nur ihr „Schnäuzle“ aufgezogen.“

Der Angerbauer, der aus allem abnahm, was kommen würde, bemerkte mit einem gewissen Humor: „Sag' Schnauz', das paßt besser!“

Die Mutter fuhr fort: „Weil ich sie nun seit dem Vorgang nicht wiedergesehen hab', so hab' ich nach etlichen Reden gesagt: „Uns hat halt seitdem ein rechtes Unglück getroffen!“ Denn wenn man sich so gut kennt, dann kann man wohl vertraut miteinander reden. „Ja, ja,“ antwortete die alte Bas, „das ist eine böse Geschichte! Wer hätte dem Ludwig das zugetraut!“ — „Ja freilich“, hab' ich wieder gesagt, „hätt' man ihm das nicht zugetraut; aber junge Leute machen eben manchmal tolle Streiche. Alles ist deswegen nicht verloren, er kann sich wieder anders besinnen, kann heimkommen und alles kann noch gut werden.“ Da hättest du die Cv' sehen sollen! Roth wie ein welscher Hahn tritt sie vor mich hin und sagt: „Ihr glaubet doch nicht, Frau Bas, daß es mit Euerm Ludwig und mir noch was werden kann? Wenn Ihr so was denkt, dann schlägt's Euch nur aus dem Sinn. Das wär' mir das Wahre! Ein Mensch, der sich so aufführt! Nein, Frau Bas, für so einen bedank' ich mich schön und bin froh, daß ich ihn los geworden bin.“ Ich hab' darauf gesagt: „Was willst du denn? — hab' ich denn davon geredt?“ Aber sie hat sich nicht irr' machen lassen und höhnisch gesagt: „Aufrichtig, Frau Bas, Ihr tötet am besten, wenn Ihr Euerm Sohn seinen feinen Schatz ließe. Sie ist ihm nun einmal die Liebste auf der Welt, und ein ordentliches Mädchen nimmt ihn ohnehin nicht mehr.“

„Was“, rief hier der Angerbauer auffahrend, „das hat sie dir gesagt?“ — „Ja,“ erwiderte sein Weib, „das hat sie gesagt.“ — „Gut!“ versetzte der Mann, „ganz gut! Also so eine ist die? Ein großes Unglück scheint's nicht, wenn wir die nicht zur Söhnerin bekommen!“ — „Das mein' ich auch,“ bemerkte die Frau, „und das hab' ich ihr auch gesagt. „So groß gefehlt wär's nicht“, hab' ich ihr gesagt, „wenn er das Mädchen bekäme. Denn wenn sie auch nicht reich ist, so ist sie doch brav und hat mehr Art als

manche reiche Bauerntochter, die ich kenne.“ Dabei hab' ich ihr steif ins Gesicht gesehen. Sie aber hat sich nichts daraus gemacht und gesagt: „Nun, da wünsch' ich recht viel Glück dazu! Macht's nur bald richtig und vergesst nicht, mich auch auf die Hochzeit zu laden.“ Damit hat sie Guten Tag gesagt und sich umgedreht und die Alte, die den Kopf geschüttelt hat, mit sich fortgezogen.“

Der Angerbauer war ernsthaft geworden und brach nun in die Worte aus: „Eine saubere Person, das muß ich sagen! Da dürfen wir ja von



Das Haus von Walther Fürst in Attinghausen (Uri). Auf hoher steinerner Unterlage ruht das tiefbraune Holzwerk.

Glück sagen, daß wir sie noch zu rechter Zeit kennen gelernt haben!“ — „Sicherlich“, erwiderte die Mutter.

Nach einem längern Schweigen, während dessen sie nachdenklich vor sich hingesehen hatte, begann sie wieder: „Vater, ich möchte dir etwas sagen, aber du mußt nicht böse werden.“ — „Nun“, erwiderte der Bauer mit arg-

wöhnlichem Ausdruck, „du wirst hoffentlich nicht im Ernst verlangen, daß wir dem Burschen das Mädchen geben?“ — „Behüte“, versetzte die Mutter, „das weiß ich schon, daß das nicht geht. Nein, ich hab' nur sagen wollen, daß mich der Ludwig „a'fanga“ dauert (anfängt zu dauern). Ich glaub' er wär' gern wieder bei uns, aber er hat deinen Kopf: er kommt nur nicht, weil er's einmal gesagt hat.“ — „Soll ich ihn“, bemerkte der Bauer, „etwa selber holen, weil er meinen Kopf hat?“ — „Auch nicht“, sagte die Mutter. „Ich meine nur, wir ließen's ihn unter der Hand wissen, daß er kommen könnte; mit der Ev' wollten wir ihn nicht mehr plagen.“ Der Bauer versetzte: „Nein, das geschieht nicht! um keinen Preis der Welt! Wenn ich da nachgäb', müßt' ich mehr nachgeben!“ — „Aber deswegen —“ — „Das muß ich besser wissen. Ich tu's nicht, jetzt erst recht nicht, und damit Punktum!“ Wie gewöhnlich, wenn er einen solchen Trumpf ausgespielt hatte, stand er auf und verließ die Stube.

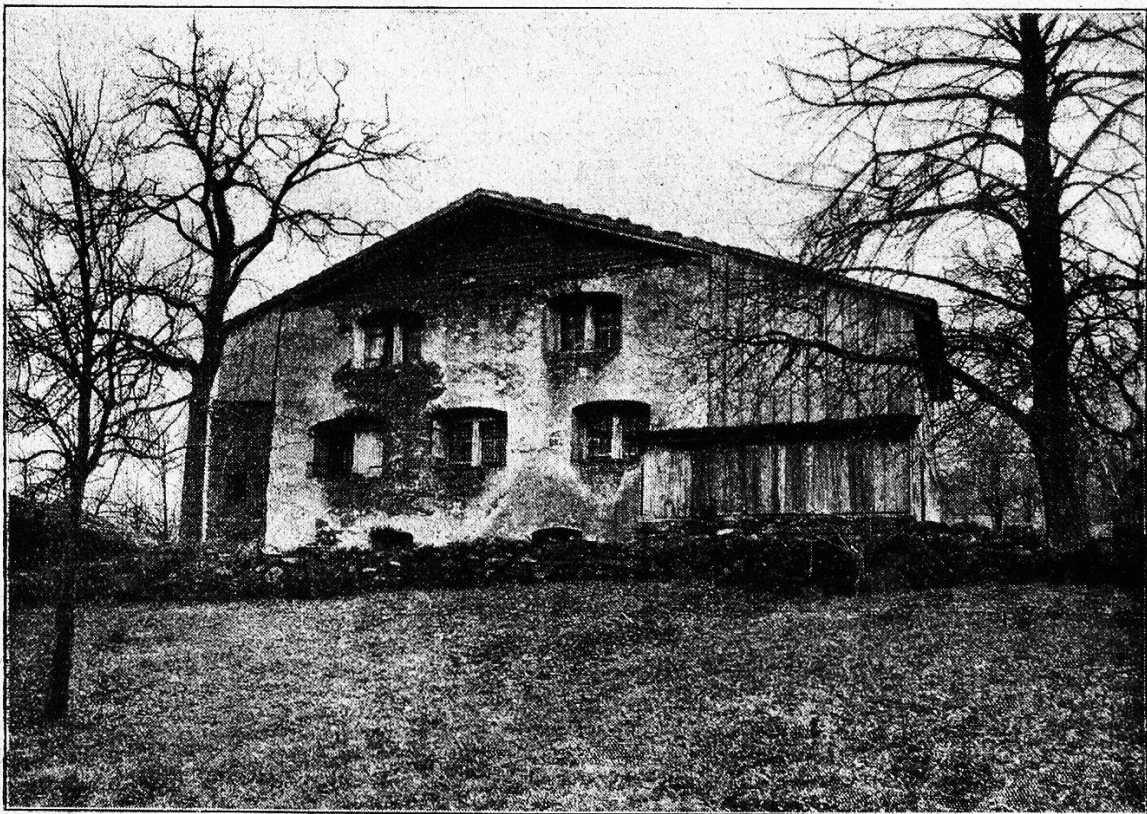
Während dieser Erlebnisse der Seinen arbeitete Ludwig mit neuer Kraft und neuem Mut weiter. Sein Geist war aufgerichtet; das Bewußtsein, ein solches Herz gewonnen zu haben, das Gefühl, ihrer wert zu sein, und die Hoffnung, die aus diesem Gefühl emporkeimte, ließen ihn alle Mühen mit Freudigkeit ertragen. Er hatte nun auch die Bekanntschaft des Orts Pfarrers gemacht, die ihm angenehm und tröstlich war.

Die Annehmlichkeiten, die er daraus schöpfte, waren Ludwig auch nötig, um ein Übel zu bestehen, das immer ärger zu werden schien. Dies war der Übermut Michels, der nicht selten in wirkliche Bosheit ausartete. Verdross es ihn, daß Ludwig bei seinen Neckereien nicht mehr empfindlich wurde, sondern ihn lächelnd oder mitleidig ansah; war er eifersüchtig auf die Seelenfreude, die verschönend aus dem Gesicht des Knechtes leuchtete, oder auf das Lob, das sein Vater diesem hier und da auf seine Unkosten erteilte, genug, der junge Schmiedbauer ging in seiner herrischen Anmaßung gegen Ludwig weiter und weiter und bemerkte ihm einmal, daß der Angerbauer seinen Sohn verleugne und, wie es scheine, wirklich nichts mehr von ihm wissen wolle.

Als die kleinen Mittel nichts mehr verfangen, wendete Michel die gröbern und plumpern an, und es gelang ihm nun allerdings wieder, den Untergebenen zu ärgern und zu erzürnen. Die Geduld Ludwigs wurde auf harte Proben gestellt; das Betragen Michels erschien ihm so kläglich, daß er den Ausbruch des Zorns und der Verachtung kaum mehr zurückhalten konnte. So sammelte sich nun aber ein Maß von Galle in ihm an, das nur noch berührt zu werden brauchte, um überzulaufen.

An einem Sonntag nach dem Essen kamen „Freunde“ — wie man weiß, Verwandte — des Schmiedbauers zum Besuch angefahren, Vater,

Mutter und ein fünfzehnjähriger Sohn. Sie wurden mit Kaffee und „Goglopf“ (Guglhupf) traktiert, welchen Madlene und die Magd am Vormittag zu diesem Zweck verfertigt hatten. Michel empfand großes Verlangen, ihnen die Ställe zu zeigen, und freute sich namentlich, ihnen die Zierde derselben, einen schönen zweijährigen Braunen, vorzuführen. Er eilte voraus in den Roßstall, fand den Oberknecht ausgegangen, Ludwig aber bei der Hand. Bei dem Anblick desselben fuhr der böse Feind in ihn und gab ihm den Gedanken ein, sich selbst in seiner Herrlichkeit und den Sohn des Angerbauers, der mit den Gästen ebenfalls einigermaßen verwandt war, in seiner Erniedrigung zu zeigen. Er rief in barschem Ton: „Ludwig, führ’ den Braunen in den Hof!“ Ludwig gehorchte und dankte den Verwandten auf den Gruß, den sie ihm boten, mit bescheidener Höflichkeit. Das junge Roß ward im Freien munter und fing an zu laufen. Michel rief ärgerlich: „Nicht so schnell!“ Der Angefahrene hielt es zurück; Michel schrie nun: „Zu langsam! Marsch! Zu!“ und verierte den andern so, daß die Gäste bald sahen, worauf es hier angelegt war, den rot gewordenen Ludwig bedauerten und den Sohn des Hauses für einen dummen Prahler hielten. Endlich rief Michel: „Laß ihn laufen! Schnell! schneller!“ Ludwig gehorchte; das Roß wurde im Trab übermütig, sprang auf die Seite, traf mit den Hinterbeinen in eine Kotlache, die vom gestrigen Regen herrührte, und bespritzte den schön gestreiften Rock der Bäuerin.



Altes Bauernhaus in Uttinghausen.

Auf so etwas hatte Michel gewartet. Den Umstand, daß dieser arm-
selige Zufall nur infolge seiner Befehle eingetreten war, natürlich außer
Acht lassend, ergriff er mit Begierde die Gelegenheit, zugleich seine Macht-
vollkommenheit und seine Galanterie gegen die Base an den Tag zu legen;
er schrie Ludwig zornig an: „Du bist ein Esel! Nicht einmal ein Roß
kannst du führen, wie sich's gehört!“ — Das war dem Burschen zu viel.
Während die Gäste Ausrufe des Bedauerns hören ließen, übergab er dem
kurz vorher angekommenen dritten Knecht das Roß, trat vor Michel hin
und rief: „Du bist der jämmerlichste aller Menschen! Noch ein solches
Wort gegen mich, und ich brech' dich zusammen!“ Der Bauer, dem dies zu
stark war, sagte: „Führ' keine solchen Reden, das geziemt sich nicht für
dich!“ — „Für mich geziemt sich alles,“ entgegnete der Gereizte, „was sich
für einen freien Menschen geziemt! In dem Augenblick bin ich kein
Knecht mehr, sondern der Sohn meines Vaters! Aus diesem Haus geh'
ich fort, auf der Stelle — das versteht sich von selbst!“ Er wandte sich zum
Abgehen, drehte sich aber nochmal gegen Michel um und machte mit ge-
ballter Faust eine Bewegung, als ob er sagen wollte: Du weißt, was ge-
schieht! Dann ging er in die Stallkammer zu seinem Lager und nahm aus
dem danebenliegenden Schrein seine wenigen Habseligkeiten heraus, um sie
zur Wanderung zusammenzubinden.

Unterdessen war der Schmiedbauer mit seiner Tochter aus dem Hause
gekommen. Auf sein Befragen, welcher Lärm das sei, erzählte der Wether
den Handel, war aber so gerecht zu sagen, daß Michel dem Ludwig es zu
arg gemacht habe, was von der Base mit der Bemerkung bestätigt wurde,
daß es wegen des „Sprekers“ auf ihre Schürze nicht der Mühe wert ge-
wesen wäre. Der Schmiedbauer verwies dem Sohn sein Betragen und
hieß ihn in die obere Stube gehen: die Sache wolle er nun allein aus-
machen. Michel entgegnete, dem Kerl werde er nicht aus dem Wege gehen,
entfernte sich aber doch.

Ludwig, sein Bündel unter dem Arm, kam herbei. „Schmiedbauer“,
sagte er mit verhältnismäßiger Ruhe, „Ihr habt wohl schon gehört, was
geschehen ist, und werdet begreifen, daß ich in Euerm Hause nicht länger
bleiben kann.“ — „Das begreif' ich,“ sagte der Bauer. „Aber wo willst
du hin?“ Ludwig erwiderte: „Ich geh' nach Augsburg.“ Der Bauer be-
merkte: „Es wäre gescheiter, wenn du zu deinem Vater heimgingest. Die
Gelegenheit wär' gut.“ Ludwig entgegnete unmutig: „Behaltet Euern
Rat für Euch,“ und wollte gehen. — „Wie!“ rief der Bauer, „ohne deinen
Lohn? Du bekommst noch zwei Gulden.“ Ludwig erwiderte, er schenke
ihm den Lohn, worauf der Bauer nicht ohne Würde ausrief, er wolle nichts
geschenkt von ihm, was er verdient habe, müsse er nehmen. Ludwig ließ
sich die zwei Gulden bezahlen, gab sie dem dritten Knecht, der ihn erstaunt

ansah, wünschte den Umstehenden wohl zu leben und richtete seine Schritte dem Wirtshaus zu. Da der Abend herannahte, so wollte er hier übernachten und morgen mit dem frühesten nach Augsburg wandern, wozu er noch beinahe zwei Gulden vom früher eingenommenen Lohn hatte. Sein Gedanke war, an diesem Ort, wie schon so mancher vom Rieß, sein Glück zu machen, Annemarie nachzuholen und sie in eine schöne Stadtwohnung als Frau einzuführen.

Als er in die stark besuchte, von Tabakrauch erfüllte Wirtsstube trat, wurde er von einem Tisch junger Burschen freundlich begrüßt und zwei davon streckten ihm mit der üblichen Frage: „Kann ich aufwarten?“ ihre gefüllten Gläser entgegen. Der Streit mit dem jungen Schmiedbauer war von mehreren, die zufällig am Hofe vorübergingen, mit angehört worden, und diese hatten nichts eiligeres zu tun, als die Geschichte durchs Dorf zu verbreiten. Kurz vorher war sie in der Wirtsstube erzählt worden, und die Zuborkommenheit der jungen Leute hatte ihren Grund darin, daß Ludwig es dem eingebildeten Michel so hinausgegeben, und — daß er kein Knecht mehr war. Unser Bursche tat mit ebenbürtiger Miene Bescheid, aß und trank, sagte dem Wirt, daß er über Nacht bleiben wolle, und ließ sich von ihm in die obere Stube führen. Hier beehrte er Schreibzeug und begann einen Brief an Annemarie, worin er ihr den heutigen Vorgang und seine Pläne mittheilte. Als er fertig war, klopfte es an die Thür. Die Wirtsmagd brachte Licht mit einem Brief, der soeben unten für ihn abgegeben worden sei.

Ludwig betrachtete die Aufschrift, erbrach das Schreiben und las, zuerst mit allen Zeichen großer Überraschung; dann schüttelte er ernst den Kopf, als ob er mit dem Inhalt nicht einverstanden sein könnte. Er las weiter; eine eigentümliche Empfindung spiegelte sich in seinen Zügen, er sah empor, wie bewegt von einem lockenden und drängenden Gedanken. Auf einmal stand er auf und rief entschlossen: „Ich tu's!“ Er setzte sich wieder, versank in Nachdenken, und sein Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an, wie das eines Menschen, der weiß, daß sein Tun verdammende Urtheile erfahren wird. Er packte sein Bündel aus und ordnete seine Habseligkeiten geschickter, als es in der ersten Eile möglich gewesen. Was der Brief auch enthalten mochte, in dem Beschluß, die Wanderung anzutreten, schien er ihn nur bestärkt zu haben. (Fortf. folgt.)

Das Buch.

Sie hält es träumend in der Hand,
Schaute sinnend in das weite Land;
Aus ihren Augen, die im Buch gelesen,
Sich heimlich ein Paar Tränen lösen.
Noch schlägt ihr Herz in leisem Sehen,
Noch einmal will sie still durchleben,

Was sie geschaut in jenem schönen Land,
Wohin sie ging an eines Dichters Hand. —
Ein Buch ist's nur. O Dichterglück!
Die Träne hier im schönen Blick
Belohnt das Werk der stillen Stunden,
Das hier den Widerhall gefunden.

Josef Wif-Stäheli, Zürich.